

**Jesus,  
der Unbenannte, der Anarchist, der Pazifist**

Gedanken zwischen den Jahren 2008 – 2009

eigene und weiter getragene von und durch

Tristan Abromeit

Dezember 2008

[www.tristan-abromeit.de](http://www.tristan-abromeit.de)

Text 67.3.1

**Was wollte Jesus erreichen? Und was hat er  
erreicht?  
von  
Wilhelm Mensching  
o.J. / etwa 1955**

**Die beiden Deutschländer und die Aufgabe der  
Christen  
von Wilhelm Mensching  
1961  
Beiträge und Links zu W. Mensching**

# Was wollte Jesus erreichen? Und was hat er erreicht?

Von

Wilhelm Mensching

(o.J. etwa 1955)

## 1. Das klargezeichnete Ziel

Was Jesus erreichen wollte, ist am knappsten und deutlichsten zusammengefaßt in seinem uns überlieferten Gebet. Es spricht die tiefsten Anliegen Jesu aus (Lk. 11, 2–4; Mt. 6, 9–15).

Es beginnt mit den Worten „Unser Vater, dein Name werde geheiligt!“ Was bedeutet das? Jesus war überzeugt, daß in ihm selbst wie in jedem Menschen neben dem, was „aus dem Fleisch geboren“ ist, neben dem, was wir mit den Tieren gemeinsam haben, noch etwas anderes lebt, etwas Übertierisches, was den Menschen erst zum Menschen macht, etwas, was „vom Geist, von oben her geboren“ ist, von Gott stammt und den Menschen zu einem geistigen Kinde Gottes macht (Jh. 5, 6, 7; Lk. 9, 55). Er sprach darum von Gott als von seinem und auch von „eurem“ und „unserem“ Vater (Mt. 5, 16, 48; 6, 6, 8, 9). Sein erstes, wichtigstes und grundlegendes Anliegen war deshalb, daß er selbst sein Leben und wir unser Leben entsprechend unserer übertierischen, hohen Herkunft, entsprechend unserer geistigen Gotteskindschaft führen in Heilighaltung der Vaterschaft Gottes.

Als zweites Anliegen nennt Jesus in seinem Gebet, daß auf der Erde das Reich oder der Wille dieses einen gemeinsamen Vaters aller Menschen verwirklicht wird: „Dein Reich komme! Dein Wille geschehe auf Erden!“

Ein weiteres wichtiges Anliegen Jesu war, daß jedermann sein tägliches Brot hat. Er betete nicht und lehrte nicht beten „Mein täglich Brot gib mir heute!“ sondern: „Unser täglich Brot gib uns heute!“ Zur Verwirklichung des Reiches und Willens des gemeinsamen Vaters gehörte für Jesus unbedingt das tägliche Brot für alle. Das Gebet darum war für ihn kein fromme Wunsch, von dessen Unerfüllbarkeit er von vornherein überzeugt war. Nein, er setzte sich voll dafür ein, dies Ziel zu erreichen. Ihn jammerte das verschmachtete Volk (Mt. 9, 56) und besonders das Elend der bettelnden, unversorgten Krüppel und Kranken. Die sogenannten religiösen Gruppen der Pharisäer, Sadduzäer und Essener und ihre Streitpunkte zogen ihn nicht an; aber als Johannes der Täufer dazu aufrief, den Mitmenschen in Hunger und Lumpen zu helfen, schloß sich Jesus ihm an. Seine berühm-

teste Rede begann er mit den Sätzen: „Heil euch Armen, für euch ist das Gottesreich! Heil euch Hungrigen, ihr sollt satt werden! ... Aber wehe euch Reichen, ihr habt eure gute Zeit gehabt! Wehe euch Vollsatten, euch wird hungern!“ (Lk. 6, 20, 21, 24, 25). Scharf bekämpfte er die Frömmler in der Oberschicht seines Volkes, die „der Witwen Häuser fressen und zum Schein lange Gebete halten“ (Mt. 23, 14). Er verglich sie in voller Öffentlichkeit mit ungetreuen Verwaltern (Lk. 16), mit betrügerischen, mordbereiten Weinbergspächtern (Mt. 21, 33 ff) und mit schlechten Hirten, die stehlen und schlachten (Jh. 10). Dagegen setzte er als ein guter Hirte sein Leben aufs Spiel, damit jedermann „Leben und volles Genüge“ habe (Jh.10,10).

Ein ebenso wichtiges Anliegen wie das tägliche Brot für alle war für Jesus das wechselseitige Vergeben und der daraus sich ergebende Friede zwischen- den Einzelnen wie zwischen den Völkern, Klassen, Religionen und sonstigen Menschengruppen. Die Beseitigung von Haß und Krieg gehörte für Jesus ebenso zur Verwirklichung des Reiches und Willens Gottes auf Erden wie die Beseitigung des Hungers. Sein „Wehe euch Reichen!“ war klar und deutlich; aber er rief niemals zu blutigem Aufstand gegen die Reichen auf. Er warnte vielmehr davor und mahnte zur Feindesliebe und zum siebenmal siebenfachen Vergeben (Lk. 27 ff; Mt. 18, 21 ff). Viele seiner Landsleute hofften auf Grund von Worten in ihren heiligen Schriften, ihr Christus werde das Reich Gottes auf Erden dadurch verwirklichen, daß Gott seine Waffen segne, so daß alle Völker dem „Davids Sohn“ tributpflichtig würden und unter seinem Szepter eine geeinte Menschheit bildeten. Jesus lehnte es ab, ein solcher Christus zu sein. Er fand hoch erfreut das, was von Gott her stammt, im nichtjüdischen Hauptmann in Kapernaum (Lk. 7, 9) in Phöniziern (Mt. 11, 22; 15, 28) in einer verachteten Samariterin (Jh. 4, 7 ff) und sonst nicht weniger lebendig, oft sogar stärker als in seinen Volksgenossen. Um dieser hohen Mitgift des gemeinsamen Vaters willen waren Heiden und „Erbfeinde“ seine Brüder. Unablässig mühte er sich um Frieden im Volke und zwischen den Völkern und Religionen.

Was Jesus erreichen wollte, war nicht einseitig die Beseitigung des Hungers ohne Rücksicht darauf, ob dabei Blut vergossen und Haß gesät wird, und ebensowenig einseitig die Erhaltung des Friedens ohne Rücksicht darauf, ob Menschen dabei im Hunger verkommen. Brot und Friede gehörten für ihn zusammen zur Verwirklichung des Willens und Reiches des einen, in allen Menschen lebenden Vaters. Als er davon sprach, wurde ihm geantwortet, er habe seinen Verstand verloren und sei von einem gottfeindlichen bösen Geiste besessen (Jh. 10, 20). Viele seiner Landsleute dachten, Gott werde bald der Welt ein Ende machen und dann durch Wunder ein Paradies schaffen. Jesus redete anders, nährte solche Wunschträume nicht (Mt. 7, 28, 29), forderte dagegen auf, mit den anvertrauten Gaben ernsthaft daran mitzuarbeiten, daß der Wille und das Reich des gemeinsamen

Vaters auf der Erde verwirklicht wird, das Brot für jedermann und Friede auf Erden bedeutet (Lk. 19, 11 ff).

## 2. Der erste Schritt: Mitarbeiter ausbilden!

Als Jesus aussprach, was er erreichen wollte, war ihm bereits ohne sein Zutun eine führende Rolle im öffentlichen und politischen Leben seines Volkes zugefallen. Johannes der Täufer hatte den Volksmassen, die sich vorwiegend aus den ärmeren Schichten ihm angeschlossen hatten, wieder und wieder erklärt, der bis dahin unbekannte und unbeachtete Bauhandwerker Jesus von Nazareth sei der erwartete, von Gott gesandte Christus oder Davids Sohn. Jesus hatte sich daraufhin längere Zeit in menschenleeren Gegenden verborgen gehalten. Aber er konnte sich dem Volke nicht entziehen. Bereits vor der Verhaftung des Täufers sammelten sich um ihn Massen, die an Zahl größer waren als die von Johannes und seinen Mitarbeitern Getauften (Jh. 4, 1 ff). Und als dann der Täufer durch das verhaßte Königspaar Herodes und Herodias hingerichtet worden war, suchte das erregte Volk erst recht Hilfe bei Jesus. Es wollte ihn mit Gewalt zum Osterfest mit in die Hauptstadt nehmen und zum Könige machen (Jh. 6, 1, 4, 15). Jesus sah sein Volk, seine Brüder von Hunger und blutigen Unruhen bedroht. Was tat er?

Sein erster Schritt war, zwölf und dann wenige Monate später noch weitere sieben Mitarbeiter auszubilden und auszusenden. Er stellte ihnen zwei Aufgaben: Dienst an den Ärmsten, die Tag für Tag kein Brot hatten, und Arbeit für den Frieden.

Viel Arbeitslosigkeit herrschte im Lande. Arbeitswillige standen sogar in der Erntezeit den ganzen Tag auf dem Markte herum, ohne Arbeit zu finden, ohne Verdienst und Brot für sich und die Ihrigen (Mt. 20, 6), Völlig aber auf Bettel angewiesen waren die arbeitsunfähigen Krüppel, Blinden und Kranken. Im ganzen Lande gab es ein Krankenhaus: In der Hauptstadt standen am Bethesdateiche, nicht weit von dem prunkvollen Tempel, einige Hallen, die Siechen und Kranken jeder Art ein Obdach gegen Regen und Sonnenglut boten. Einen Arzt, einen Pfleger, ein Bett, Essen oder sonstige Fürsorge für die Kranken gab es aber auch hier nicht. Sie waren auch hier auf Betteln angewiesen (Jh. 5, 2). An anderen Orten lagen die Kranken bettelnd hinter Büschen und vor den Türen der Reichen und stritten sich um die Abfälle von den Tischen der Wohlhabenden mit den Straßenhunden, die an ihren unverbundenen Wunden leckten. Sie starben in den Straßen (Lk. 16, 20 ff). Man fand das allgemein in Ordnung, als ob es nach Gottes Willen so sein und bleiben müsse. War Krankheit nicht Strafe für Sünde? (Jh. 9, 2). Dagegen war doch nichts zu machen!

Hier setzte Jesus ein. Zu den ersten Schritten auf dem Wege zu dem Ziele, das er erreichen wollte, gehörte, daß er seine Mitarbeiter durch sein

eigenes Beispiel lehrte, diesen Ärmsten zu helfen, und daß er sie dann aussandte, um einen neuen Geist und eine neue tätige Haltung der hilfsbereiten Verantwortung gegenüber diesen hungernden, unversorgten Brüdern auszubreiten (Mt. 10, 8).

Zugleich trug Jesus diesen Boten auf, für den Frieden zu arbeiten. Es gährte im Volke. Die Zeloten oder Eiferer, die in Jesu Jugend schon gegen die Steuerzahlung an die Römer und gegen die Herrschaft der Heiden und vermeintlich für den wahren Gott und sein auserwähltes Volk geeifert und gekämpft hatten und damals durch Varus blutig niedergeschlagen waren, regten sich unter der schlechten Regierung von Pilatus, Herodes und Kaiphas wieder von neuem (Mt. 22, 17; Röm. 15, 7). Banden von Dolchleuten machten das Land unsicher. Barabbas bereitete seinen Aufstand vor (Mk. 15, 7). Pilatus ließ in der Zeit nach der Hinrichtung des Täufers verdächtige Galiäer, die sich als fromme Pilger getarnt und in die Hauptstadt und den Tempel eingeschlichen hatten, dort mit ihren Opfertieren niedermetzeln (Lk. 13, 1 ff).

Unter solchen Umständen warnte Jesus, das ganze Volk sei durch derartige Umtriebe vom Untergange bedroht (Lk. 13, 3, 5), und bildete und sandte seine Friedensarbeiter aus. Einprägsam stellte er ihnen drei Arten von Tieren als Vorbilder hin: das Lamm, die Taube und die Schlange (Mt. 10, 16).

Zwischen „Wölfe“ wie die Eiferer, Dolchleute, die getarnten Galiläer, Barabbas und Pilatus sollten Jesu Mitarbeiter als „Lämmer“ gehen, d. h. ohne die Waffen der „Wölfe“ und ohne die innere Haltung der „Wölfe“. Dazu gehörte sowohl starker Mut wie tiefe Friedfertigkeit. Jesus sagte seinen Mitarbeitern von vornherein, es gehe ihm nicht um Frieden, der aus Furcht, Feigheit, Bequemlichkeit oder Leidensscheu erwachsen sei; wer mit ihm gehe, dürfe Anfeindungen jeder Art und auch den Tod nicht scheuen. Jesus brauchte, um den Frieden zu retten, Mitarbeiter, die, in welche Lagen sie auch kamen, nicht bange und nicht bitter wurden (Mt. 10. 17 – 39).

Jesus prägte seinen Mitarbeitern ebenfalls von Anfang an ein, sie müßten „ohne Falsch wie Tauben“ sein. Er forderte sie auf, gegebenenfalls von den Dächern zu großen Versammlungen, d. h. in aller Öffentlichkeit, auszusprechen, was sie in den vertrautesten Beratungen mit ihm erörterten (Mt. 10, 26, 27). Er bestand darauf, seinen Kampf gegen die schlechte Regierung offen und lauter, ohne Lug und List, Tücke oder Umtriebe zu führen. Rückhaltlos offen sprach er seine Anklagen wie seine Ziele aus. Es war für ihn undenkbar, ein als Schaf oder Lamm getarnter Wolf zu sein (Mt. 7, 15 ff), d. h. seine Friedensliebe zu beteuern und zugleich doch Blutvergießen und Vernichtung von Mitmenschen, selbst von Frauen und Kindern, wie er sie in den Aufständen seiner Jugend miterlebt hatte, vor-

zubereiten. Er verglich die Männer, die die schlechte Regierung mit List und Tücke zu beseitigen suchten, nicht nur mit Wölfen, sondern auch mit Hunden und Schweinen, die das Wertvollste und Heiligste im Menschen, die Mitgift Gottes, die uns zu Menschen macht, zertreten und so Verderben über die bringen, die sich in ihre Hände geben (Mt. 7, 6). Er befaßte sich nicht mit Heimlichtuerei. Seine Gegner wußten immer, wie sie mit ihm dran waren. Er war ein unbedingt ehrlicher, ritterlicher Kämpfer und blieb es, auch wenn seine Gegner nicht so kämpften, sondern sich zu List, Lüge, Verleumdung und Verrat hinreißen ließen (Jh. 18, 37).

Von der Schlange sollten Jesu Mitarbeiter lernen, nicht etwa listig oder gar hinterlistig, sondern klug zu sein. Er meinte damit die besonnene Klugheit, die vermeidbaren Kämpfen und unnötigen Gefahren aus dem Wege geht. Er wies seine Mitarbeiter an, wenn man sie in einer Stadt nicht hören wolle, sollten sie eben fortgehen und, indem sie sogar den Staub von ihren Füßen dort ließen, die erregten Leute darüber beruhigen, daß sie nichts von ihnen haben wollten (Mt. 10, 14). Unkluge Unbesonnenheit, die sich zuviel zutraute, war etwas, wovor Jesus wiederholt warnte (Lk. 14, 28 ff; 22, 31 ff).

Neben der Friedfertigkeit des Lammes, der Lauterkeit der Taube und der klugen Besonnenheit der Schlange und starkem, sanftem Mut forderte Jesus von seinen Mitarbeitern die Bedürfnislosigkeit und Anspruchslosigkeit, die bereit war, freiwillig das Leben der Armen zu teilen wie er selbst, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte (Lk. 9, 58; 10, 4).

### 3. Die wachstumskräftige Gemeinschaft

Einige Monate nach der Berufung seiner ersten zwölf Mitarbeiter verlegte Jesus den Mittelpunkt seiner Wirksamkeit in die Hauptstadt. Er konnte sich dort freilich nicht lange halten. Nachdem man zweimal versucht hatte, ihn zu lynchen, verließ er Jerusalem wieder und hielt sich schließlich, von der Regierung geächtet, außerhalb ihres Machtbereiches am Jordan im Zehnstädte-land auf (Lk. 9, 51; Jh. 8, 59; 10, 31, 40; 11, 57). Es gelang ihm jedoch, aufbauend auf der Vorarbeit des Täufers, in der Hauptstadt und ihrer Umgebung eine Gemeinschaft aus Angehörigen verschiedener Schichten und Kreise zu schaffen, die in freiwilliger, wechselseitiger Selbsthilfe dafür sorgte, daß unter ihnen niemand Mangel litt, und die darüber hinaus tatkräftig Kranken und Notleidenden half (Lk. 10, 38 ff; AG. 2, 42 ff; 4, 32 ff; 6, 1 ff). Diese Anhänger Jesu sahen wie er ihren Besitz als anvertrautes Eigentum des gemeinsamen Vaters an (AG. 4, 32). Ihre Bruderschaft überstand alle Verfolgungen der nächsten Zeit und breitete sich wachstumskräftig weiter aus (Jh. 12, 10; AG. 2, 47; 6, 1, 7). So erreichte Jesus, daß eine Gemeinschaft entstand, in der Gottes Vatername geheiligt und der Wille und das Reich dieses gemeinsamen Vaters so verwirklicht wurde, daß jedermann sein täglich Brot hatte und

Angehörige verfeindeter Gruppen in Frieden zusammenlebten und -arbeiteten.

Nach der Hinrichtung des Täufers hatte das Volk versucht, Jesus mit Gewalt zum Osterfest mit in die Hauptstadt zu nehmen und dort zum Könige zu machen. Als ein Jahr später das große Tempelfest wieder herannahte, zu dem sozusagen das ganze Volk in Jerusalem zusammenströmte, entschloß sich Jesus, dorthin zu gehen. Wer davon erfuhr, glaubte, daß er sich nun vom Volk als Davids Sohn ausrufen lassen und die Macht ergreifen wolle. Seine Vettern Jakobus und Johannes suchten deshalb, sich noch schnell die höchsten Stellen in seinem Reiche zu sichern (Mk. 10, 32-45).

Jesu Freunde dachten, es sei geraten, Jesu Absicht und Zug geheim zu halten. Als sie nach Jericho, der letzten Raststätte der Osterpilger vor Jerusalem, kamen, suchten sie zu verhindern, daß Jesus dort in der Öffentlichkeit als Davids Sohn begrüßt würde. Jesus aber verwehrte ihnen jeden Versuch der Heimlichtuerei (Mk. 10, 46 ff). Beim Aufbruch von Jericho hofften Jesu Begleiter, nun werde noch am gleichen Tage in Jerusalem das neue Reich errichtet werden. Aber Jesus enttäuschte sie. Er vermied, was wie eine Überrumpelung seiner Gegner aussehen konnte. Anstatt geradeswegs in die Hauptstadt mit den Pilgerscharen zu ziehen, bog er ab zu Freunden in Bethanien und verweilte dort einige Tage, während der die Regierung in Jerusalem und die Römer dort Zeit hatten, sich auf sein Kommen vorzubereiten (Lk. 19, 11 ff, 28, 2g; Jh. 12).

Schließlich kamen Volksscharen aus der Hauptstadt nach Bethanien, um Jesus als König einzuholen. Wieder warnte man Jesus davor, sich öffentlich als Davids Sohn, d. h. als König ausrufen zu lassen. Er aber bestand auf voller Offenheit und auf Ablehnung aller Heimlichkeit (Lk. 19, 39, 40). Den Einzug als König aber gestaltete er, auf einem Esel reitend und von keinem Bewaffneten begleitet, so daß kein Blut floß und die Römer nicht einschritten - beim Einschleichen der getarnten Galiläer wenige Monate zuvor, hatten sie es sofort getan. Die Männer der alten Regierung klagten ohnmächtig „Der ganze Pöbel läuft ihm nach“ (Jh. 12,19).

Der Übergang der Macht in Jesu Hände war völlig unblutig geschehen. Jesus täuschte sich jedoch nicht darüber, daß sein Königtum und zugleich damit sein Leben schon nach wenigen Tagen ein gewaltsames Ende finden werde, wenn er sich nicht mit Waffengewalt verteidigen ließe. Er sprach in jenen Tagen wiederholt vom Kriege, betonte aber dabei jedesmal, was Krieg für Kinder und Mütter bedeutet (Lk. 19, 44; Mt. 24, 19, 20; Lk. 23, 28 ff). Krieg war für ihn immer Massentöten Unschuldiger und darum Sünde. Er wußte das von den Aufständen in seiner Jugend. Er entschloß sich auch jetzt wieder, kein Schwert zu seiner Verteidigung ziehen zu lassen. Er rechnete schon länger mit einem gewaltsamen Tode und war zu der Überzeugung gekommen, daß für das, was er erreichen wollte, sein Tod kein Hindernis zu sein brauche, sondern sogar eine Förderung sein könne, und

daß sein Blut kein zu hoher Preis dafür sei. In der Tat breitete sich das Reich Gottes, das Hunger und Haß überwand, nach Jesu Tode noch stärker aus als zu seinen Lebzeiten.

#### 4. Die Saat des rechten Leidens

Bis zu seinem Tode fand Jesus keinen Mitarbeiter, wie er ihn brauchte und suchte. Auch sein zuverlässigster Freund, der „Fels“ Petrus, war in Jesu letzter Nacht noch kein Mann, der nicht bange und nicht bitter wird, in welche Lage er auch geraten mag. Petrus war nicht klug besonnen wie eine Schlange, die vermeidbarem Kampf ausweicht; er traute sich zuviel zu, überschätzte sich, wollte treu und tapfer sein und war es nicht. Er war auch kein Lamm und keine Taube; weil ihm der stille, starke Mut fehlte, schlug er drein und suchte sich dann durch einen unwahren Schwur zu retten.

Bis zu seinem Tode hatte Jesus keinen Friedensarbeiter, wie er ihn brauchte und suchte. Er selbst aber litt und starb so, wie er das Wesen des rechten Friedensarbeiters beschrieben hat: Nicht bange und nicht bitter, bewies er bei allen Verhören volle Lauterkeit und ruhige Besonnenheit und bei allen Mißhandlungen und am Kreuze starken, stillen und sanften Mut frommer Friedensgesinnung. Er hielt den Vaternamen Gottes heilig. Er lebte unbeirrt im Geiste des Vaters. Und die Mitgift des gemeinsamen Vaters blieb ihm auch im Verräter und in den böswilligen Mördern heilig.

Dieses Leiden und Sterben Jesu war wie Saat, die gute Frucht in seinen Mitarbeitern, die Zeugen seines Verhaltens waren, und dann auch in anderen Menschen brachte. Einige Zeit nach Jesu Hinrichtung ging die Regierung gegen Petrus und Johannes vor. Nun verhielten diese Freunde Jesu sich ganz anders als früher. Sie versuchten nicht mehr, zu fliehen oder dreinzuschlagen oder zu lügen und zu vertuschen. Man legte ihnen ein Redeverbot auf. Sie antworteten darauf, sie würden nicht gehorchen (AG. 4, 5 – 21). Sie wurden bald wieder verhaftet und nun ausgepeitscht und mit dem Tode bedroht/ blieben aber bei ihrem offenen Ungehorsam, unverbittert, froh darüber, daß sie „gewürdigt“ waren, um Jesu willen zu leiden (AG. 4, 27 – 42). Jetzt waren sie Lämmer, Tauben und Schlangen im Sinne Jesu.

Bald wuchs die Bewegung der Jesusanhänger über das Judentum hinaus. Der Bahnbrecher dieser Ausweitung, Stephanus, wurde zwar gelyncht, starb aber in der Art eines rechten Friedensarbeiters, in der Art Jesu; und auch sein Blut wurde wieder Saat weiteren Wachstums. (AG. 7,54 – 8,4). Neben der Bruderschaft zwischen den alten Erbfeinden Samaritern und Juden entstanden nun auch solche zwischen Juden und Nichtjuden an der ganzen Küste Syriens von Gaza bis Antichioh (AG. 8, 5; 9, 31 ff; 10, 1 ff 12, 1 ff). Durch Paulus breiteten sie sich unter der Losung „Hier ist nicht



Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Herr!“ von Arabien bis zur Adria aus, durch andere nach Rom und weiter und weiter. Das geschah in der Zeit, als die Spannungen zwischen Juden und Nichtjuden immer ernster und drohender wurden. Caligula, der erste von Cäsarenwahnsinn befallene römische Kaiser, hatte seine Freude daran, ihre Religion zu verhöhnen. In Alexandria wurde das Judenviertel tagelang geplündert, ohne daß die römischen Beamten einschritten. Später wurden aus Rom alle Juden zeitweilig vertrieben. In manchen Städten kam es zu judenfeindlichen Kundgebungen. Um so unruhiger wurde es in Palästina, wo ein Christus nach dem anderen zur Steuerverweigerung und zum Kampfe gegen die Heiden aufrief, bis schließlich der offene allgemeine Krieg ausbrach (AG 5, 36. 37; 21, 38). In diesen Jahrzehnten setzte sich der frühere jüdische Eiferer Paulus unermüdlich in Jesu Art für den Frieden ein. Verhaftungen und Auspeitschungen, die er von beiden Seiten erfuhr, Steinigung und Lebensgefahr schreckten ihn nicht und verbitterten ihn nicht. Er würde einer der hervorragendsten Friedensarbeiter nach Jesu Sinn.

Nach der Überlieferung überlebte Jesu Vetter Johannes alle seine Mitapostel. Jesus nannte ihn und seinen Bruder Jakobus „Donnersöhne“. Sie waren keineswegs Friedensstifter, solange Jesus lebte. Sie bereiteten ihm manchen Kummer durch ihre Unverträglichkeit und Anmaßung (Lk. 9,46–50; Mt. 20,20–28). Und sie empfanden es durchaus nicht als Sünde, als sie Jesus aufforderten, wegen einer Abweisung eine ganze samaritanische Ortschaft einschließlich aller Kinder durch „Feuer vom Himmel“ zu vernichten. Sie hatten ja aus ihren heiligen Schriften gelernt, daß der hochangesehene Prophet Elias ähnlich gehandelt und Moses und David und andere „fromme“ Helden Heiden ausgerottet hatten. Jesus mußte sie zurechtweisen und daran erinnern, wes Geistes Kinder sie waren, wie sehr sie gegen den Geist des einen gemeinsamen Vaters sich versündigten (Lk. 9, 54, 55).

Jesu Sterben bewirkte auch in den „Donnersöhnen“ eine tiefgehende Änderung, eine Hinwendung von der Frömmigkeit des Elias und anderer weg zu der Jesu. Davon zeugt u. a. das Verhalten von Johannes, als er mit Petrus zusammen bald nach Jesu Tode verhaftet und ausgepeitscht wurde (AG. 4,19; 5,41,42).

Unter dem Namen von Johannes ist ein Brief überliefert, der in der Zeit des jüdischen Krieges geschrieben sein mag. Darin steht „Das Blut Jesu reinigt uns von jeder Sünde“. Dabei ist vor allem an die Sünde des Hassens und Tötens gedacht. Wohl teilt dieser Johannesbrief Jesu Anliegen, daß jedermann sein täglich Brot hat: „Wer irdische Güter hat und seinen Bruder Not leiden sieht, aber sein Herz vor ihr verschließt – wie kann in einem solchen Menschen die Liebe Gottes wohnen? Laßt uns nicht mit Worten und der Zunge lieben, sondern mit der Tat und Wahrheit“ (1. Joh. 3, 17, 18). Viel stärker aber warnt dieser Brief vor der Sünde des Hassens und Tötens. Er wendet sich an Christen jüdischer Herkunft. Eine Anzahl

von ihnen schlossen sich im jüdischen Kriege gegen die Weisung Jesu dem Freiheitskampfe ihres Volkes gegen die Römer an. Der Johannesbrief nennt die, die sich so von dem Friedenschristus Jesus weg zu einem kriegerischen Christus gewandt hatten, „Widerchristen, die aus unserer Mitte hervorgegangen sind, aber innerlich nicht zu uns gehört haben“ (1. Jh. 2, 19). Der Verfasser dieses Briefes spricht seine große Freude über die aus, die diesen Weg nicht gegangen sind. Ganz besonders erwähnt er voll Freude die kriegsfähigen jungen Männer, die „stark geblieben sind durch das Wort Gottes, das in euch wohnt, und so den Bösen überwunden haben“ (1. Jh. 2,14). Er mahnt und warnt: „Wer behauptet, er sei im Licht und doch seinen Bruder haßt, der ist noch immer in der Finsternis (2, 9) ... Dies ist die Botschaft, die ihr von Anfang an gehört habt: Wir sollen einander lieben! Wir sollen nicht Kain gleichen, der vom Bösen stammte und seinen Bruder tötete (3, 11, 12) . . . Wer keine Liebe hat, der bleibt im Tode. Wer seinen Bruder haßt, der ist ein Mörder; und ihr wißt: in einem Mörder wohnt nicht das Leben aus Gott (3, 14, 15) ... Lieben wir aber einander, so wohnt Gott bleibend in uns (4,12) . . . Gott ist Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm (4, 16) . . . Wer behauptet „Ich liebe Gott“ und seinen Bruder haßt, der ist ein Lügner (4, 19).

Mit solchen Worten klang die Zeit derer aus, die Jesus als seine Mitarbeiter ausgebildet hatte.

## 5. Was hat Jesus erreicht?

Jesu Leben und Lehren und erst recht seine Art zu leiden hatten, als die Zeit seiner Mitarbeiter zu Ende ging, erreicht, daß in vielen Ländern eine große Zahl lebenskräftiger Bruderschaften bestand, wo Menschen aus verfeindeten Gruppen als Kinder des einen, in allen lebenden Vaters zusammenlebten und zusammen an der Überwindung des Hungers, des Bettler- und Krankenelends und an verwandten Aufgaben sowie an der Beseitigung des Hasses und des Krieges arbeiteten. Es gab unter den Anhängern Jesu manche Unterschiede und auch Gegensätze wie die zwischen Judenchristen und Heidenchristen. Diese Gegensätze führten zeitweilig auch zu scharfen Auseinandersetzungen und Entfremdungen zwischen den Aposteln. Trotzdem beherrschte sie alle das Anliegen und der Auftrag Jesu, daß sie im Geiste des Vaters und seines Sohnes Jesus leben, Brüder sein und den Brüdern in Not helfen und Frieden stiften sollten. Einmütig mahnen dazu ihre Briefe und die Berichte über ihre Tätigkeit, die im Neuen Testament gesammelt sind. Jesus hatte zu dieser Zeit erreicht, daß das Senfkorn, das er gepflanzt hatte, zu einem starkwüchsigen Baume geworden war.

In den folgenden Jahrhunderten schwand das Ziel, das Jesus erreichen wollte, mehr und mehr aus den Augen auch derer, die sich nach ihm die Christenheit nannten. Jesu Gebet verlor viel, von seinem echten, ursprüng-

lichen, erd- und lebensnahen Sinn und entartete nicht selten zu einer kaum verstandenen Formel. Das Hunger und Haß überwindende Reich des Vaters, das Jesu ernstes Anliegen war, wurde umgedeutet oder ersetzt. Weithin verstand man unter dem Reiche Gottes das ferne „Himmelreich“ des Jenseits und sah in der ewigen Seligkeit sein wichtigstes Gebetsanliegen. Auf Erden trat vielfach die Kirche mit ihren Einrichtungen und Lehren an die Stelle des Gottesreiches, um dessen Verwirklichung Jesus sich mühte, arbeitete, betete und litt. Was Jesus erreichen wollte, spielte so in der christlichen Welt eine immer geringere Rolle als das Jenseits, die Kirche und manche andere Dinge. Ja, es wurde mehr und mehr als unerreichbar, als Schwärmerei, als Wunschtraum, den man nicht ernst nehmen könne, angesehen.

Trotzdem verstummten die Fragen nicht: Ist ein wirklich menschliches, menschenwürdiges Zusammenleben der Menschen, das unserer übertierischen Mitgift und Berufung entspricht, zu erreichen? Ist die Beseitigung des Hungers und Krieges zu erreichen? Wie, mit welchen Mitteln wäre ein solches Ziel zu erreichen? Welche ersten Schritte müssen wir tun, wenn wir ein solches Ziel ins Auge fassen? Welche Rolle hätte Frömmigkeit für die Erreichung eines solchen Zieles zu übernehmen? Was ist wirkliche Frömmigkeit? Was können wir von Jesus lernen? War er ein Schwärmer? Oder sah er klarer und tiefer als wir?

Heute sind diese Fragen für uns brennender als früher. Wir überblicken heute klarer als früher die Menschheit. Rund zwei Drittel dieser Menschheit hat nicht das tägliche Brot, um das Jesu betete und beten lehrte. Wir wissen das. Und wir wissen heute klarer als früher, daß es möglich und zu erreichen ist, daß jedermann sein täglich Brot hat, nicht nur die Menschen eines Erdteils oder einer Rasse. Diese Möglichkeit ist eine Aufgabe der Menschlichkeit. Zugleich wurden Krieg und Kriegsvorbereitung durch die Entwicklung immer gefährlicherer Vernichtungsmittel und durch die Versuche mit ihnen eine Bedrohung der Menschheit, die ernster als je zuvor und nicht zu verantworten ist. So steht auch die Sicherung des Friedens zwischen den Staaten, Klassen, Rassen usw. als gemeinmenschliche Aufgabe der Menschlichkeit vor uns. Die Menschlichsten in allen Völkern, Rassen und Berufen, Wissenschaftler, Weise, Staatsmänner und auch Militärs, suchen nach der Lösung dieser Aufgaben und nach den dafür nötigen Kräften. Gandhis Versuch, in Frömmigkeit den Hunger und Haß, die Ausbeutung und Unbrüderlichkeit zu überwinden, war erfolgreicher und größer als früher.

Können wir für unsere Lage von Jesus wirklich etwas lernen? Was würde er heute tun? Und würde er Mitarbeiter finden?

Ooooo

WILHELM MENSCHING:

## Die beiden Deutschländer und die Aufgabe der Christen

Deutschland ist gespalten wie Indien, Korea, Vietnam und andere Länder. Deutschland hat auch früher schon Spaltungen erfahren. Die deutschsprachige Schweiz trennte sich am Ende des 50jährigen Krieges, vor rund 500 Jahren, vom Deutschen Reiche. Später drängte die Politik Preußens Österreich aus dem Deutschen Bund heraus, ergriff die Führung des Restes und machte so Berlin für etwa 75 Jahre zur deutschen Hauptstadt. Diese Spaltungen bedeuten jedoch nicht mehr als etwa die Trennung der USA von Großbritannien. Die Kulturgemeinschaft blieb bestehen. Sie wurde von Österreich und der Schweiz ebenso bereichert wie von Restdeutschland. So blieb auch das Gefühl naher Zusammengehörigkeit erhalten.

Ganz anders verhält es sich mit der Spaltung von heute: Die „Bundesrepublik Deutschland“ (BRD) ist vom Westblock, die „Deutsche Demokratische Republik“ (DDR) vom Ostblock als „souverän“ anerkannt. Aber beide Deutschländer sind politisch, wirtschaftlich, kulturell und auch militärisch Satelliten fremder Großmächte. Die innerdeutsche Grenze zwischen ihnen ist sehr viel schwieriger zu überqueren als die zur Schweiz oder zu Österreich, auch für Wissenschaftler und Künstler und sogar für Glieder derselben Familie, selbst in Krankheitsfällen. Sie ist oft eine „blutende Grenze“ innerhalb eines Volkes. Wer sie überschreitet, gerät im eigenen Teildeutschland leicht in den Verdacht eines „Verräters“. Die Regierungen der beiden Deutschländer stehen im „kalten Krieg“ gegeneinander, gebunden an fremde Mächte. Sie veröffentlichen ständig viel Schlechtes und nichts Gutes über „die da drüben“. Und unser gemeinsames Vaterland ist bedroht, Schlachtfeld heißen atomaren Krieges zu werden.

Darf man einen solchen „Status quo“ einer immer gefährlicheren Entwicklung überlassen? Was sollen und können Christen tun, um ihn zum Besseren zu ändern?

Deutsche haben einmal gegen Deutsche 30 Jahre lang heißen Krieg geführt. Auf Luthers Reformation folgte ein langer kalter Krieg. Dann griff ein Teil Deutschlands gegen den anderen zu den Waffen. Beide verbündeten sich mit fremden Großmächten.

Man glaubte oder sagte, heiligste Werte, die „Freiheit des Evangeliums“ bzw. „die alleinseligmachende Kirche“ seien zu verteidigen. Man kämpfte, bis 2/3 des Volkes durch Schlachten, Seuchen und Hunger umgekommen und Wohlstand, Kultur und Gesittung zugrunde gerichtet waren. Der heiße Krieg brachte jedoch keiner Seite die Alleinherrschaft. Endlich versuchten in vollster Erschöpfung die katholischen und die protestantischen Staaten Deutschlands zusammenzuleben. Schweden und Dänemark blieben weiter totalitär lutherisch, Frankreich und andere Staaten totalitär katholisch. Aber sie überließen es gegen Opfer deutschen Landes schließlich den Deutschen selbst, ihren inneren Gegensatz unblutig zu regeln. So lernten katholische und protestantische Staaten im Deutschen Reiche nach und nach mehr und mehr, in einem Staatswesen oder Staatsverband zusammenzuleben und zusammenzuarbeiten. Deutschland wurde aus einem Schlachtfeld von zwei Lehren, die einander auszuschließen schienen, zu einer Brücke zwischen ihnen. Es leistete damit auch anderen Völkern einen wertvollen Dienst.

Ist ein ähnlicher Weg und Dienst auch in der heutigen Lage geboten? Die beiden Blöcke, von deren Lehren und Militärbündnissen Deutschland sich heute zerreißen läßt, stehen in tiefgehenden Wandlungen. Der Westblock, der Freiheit und Demokratie als höchste Werte preist, zahlt heute dafür, daß er – besonders in der Rassenfrage in Afrika, Asien und den USA – entartete Demokratie war oder ist, d. h. Demokratie und Freiheit für die Herrenschicht, aber Diktatur und Unfreiheit für die anderen. Er fühlt sich so schwach, daß er wie in Hysterie nahezu mit jedem antikommunistischen Diktator sich verbündet. Der Ostblock weist selbstbewußt auf seinen unerwartet schnellen Vorsprung auf technischem und anderen Gebieten hin, sowie auf seine „sozialen Errungenschaften“. Aber seine verdeckte Schwäche zeigt sich u. a. in dem Gären in der DDR, in Polen und in Ungarn sowie in der Fluchtbewegung. Auch dieser Block ist unausweichlichen Wandlungen unterworfen. Lenin ersetzte bereits seinen ursprünglichen Plan durch NEP. Es folgte der Stalinismus, von dem der XX. Kongreß seiner Partei wieder deutlich abrückte. Daneben baut Tito eine andere Form auf. Und welche Wandlungen mag der Kommunismus durch das größte Volk der Erde, die Chinesen mit ihrer eigenen alten Kultur, erfahren? Nur Blinde oder Geblendete vermögen nicht zu erkennen, daß die Lehren, Wirtschafts- und Staatsformen beider Blöcke nichts Endgültiges sind, sondern zeitweilige Versuche, die unausweichlichen Umformungen unterworfen sind. Keiner von ihnen vermag die ganze Menschheit einzufangen und auf seine Lehren und Formen fest» zulegen – so wenig wie Katholizismus, Protestantismus oder

irgend ein anderer Ismus. Aber wir können und müssen das  
Unsere dazu beitragen, daß die Wandlungen in der Welt, denen  
Westblock, Ostblock und Blockfreie nicht entgehen können, nicht  
das Unheil mehren, sondern das Heil im Auge behalten. Was be-  
deutet das für die Christen in unserer Lage?

Die Haltung der Christen im heutigen Deutschland ist keines-  
wegs einheitlich. Es gibt eine kleine Gruppe von Christen, die  
vom Ziel des Marxismus, der „klassenlosen Gesellschaft“, sowie  
von den „sozialen Errungenschaften“ und anderen Leistungen  
des Ostens so begeistert sind, daß man sie ost-parteiisch nennen  
könnte. Sie haben auf die große Mehrheit des deutschen Kirchen-  
volkes keinen bemerkenswerten Einfluß. Unvergleichlich viel grö-  
ßer ist die Zahl der west-parteiischen Christen. Ihre Haltung ist  
verständlich als Erbe der totalitären Kirchlichkeit, die einst von  
Portugal und Spanien bis Rußland herrschte, mit dem Christen-  
turn verwechselt wurde und heute noch als unbewältigte Ver-  
gangenheit stark fortwirkt. In Deutschland können sich z. B. sehr  
viele Christen noch nicht an eine Trennung von Staat und Kirche  
gewöhnen, wie sie in den USA und anderen Ländern längst  
selbstverständlich ist. Westdeutschlands stärkste politische Partei,  
die die Regierungspolitik macht, nennt sich christlich. Sie pflegt  
möglichst enge Verbindung mit der Kirche, begünstigt diese durch  
Kulturgesetzgebung, Geldhilfe usw. und zeigt gewisse Züge  
eines klerikalen Polizeistaates. Sie verbot in ihrem Gebiet die  
schwache kommunistische Partei, verfolgt und verteufelt sie und  
macht sie so untergründig. Scharf bekämpft sie auch die Sozial-  
demokratie und selbst den Liberalismus als „Vorstufen des Kom-  
munismus“. Sie sträubt sich aufs äußerste gegen eine Anerken-  
nung der kommunistischen Regierung im anderen Teile Deutsch-  
lands und gegen jedes Gespräch mit ihr. Gegen starken Wider-  
stand im Volke setzte sie die Remilitarisierung ihres Teiles,  
seine „Integration in den Westen“ und die allgemeine Militär-  
pflicht durch und tritt für atomare Bewaffnung ein. Führende  
Politiker dieser Partei sprachen von „Befreiung“ und „Neuord-  
nung“ des Ostens, nicht nur des deutschen Ostens, sondern „bis  
zum Ural“.

Manche Bischöfe und andere angesehene Männer der Kirche  
unterstützen diese christlichen Politiker. Die westdeutsche Presse  
verbreitete weithin die Nachricht, ein Bischof habe der Bevölke-  
rung der DDR bestätigt, sie habe das Recht und die Pflicht, „als  
Christen“ gegen ihre Regierung zu gegebener Zeit „zum Gewehr  
zu greifen“. Ein anderer Bischof schreibt, seine Ostregierung sei  
keine Obrigkeit, der ein Christ Gehorsam schulde; so übertrete er  
z. B. ihre Verkehrsregeln ohne Gewissensbedenken. Ein Kirchen-

blatt in der BRD führte aus, Gott habe den USA die Atombombe zum Zweck der Vernichtung der Russen gegeben, und lehnte den Abdruck von Leserbriefen ab, die ihre Gewissensbedenken aufgrund der Lehre des Neuen Testaments gegenüber solchen kirchlichen Ausführungen zum Ausdruck brachten. Gegen sehr ernste Warnungen von Martin Niemöller und anderen namhaften Kirchenführern schlossen Verantwortungsträger der Kirche mit der westdeutschen Regierung einen Vertrag über einen besonderen Militärklerus der westdeutschen NATO-Armee.

Anfänglich erwies die kommunistische Regierung, zuerst Russen, später Deutsche, der Kirche, die gegen Hitler gestanden hatte, um ihrer antifaschistischen Haltung willen mehr Entgegenkommen, Achtung und auch wirtschaftliche Unterstützung und Förderung, als erwartet worden war. Im Sommer 1951 fand z. B. in Berlin ein großer evangelischer Kirchentag statt. Viele Tausende aus beiden Teilen Deutschlands nahmen daran ungehindert teil, und der Staatspräsident Pieck der DDR saß dabei neben Bischof Dibelius in der Ostberliner Marienkirche. Je mehr aber christliche Politiker und auch Kirchenführer zur Verschärfung des kalten Krieges beitrugen, desto mehr wurde die Kirche, die immer noch das stärkste Band zwischen beiden Deutschländern bildete, in der DDR verdächtigt und behindert. Man wirft ihr vor, sie nehme einseitig kritiklos Partei für den Westen und fördere so nicht den Frieden, sondern den Krieg.

Als „unparteiisch ohne Heuchelei“ wird im Neuen Testament die „Weisheit von oben“ beschrieben. Jesu Bruder Jakobus (3,17) schrieb: „Die Weisheit von oben ist vor allem lauter, dann friedeschaffend, gelinde, bedacht darauf, zu verstehen, voll Erbarmen und guten Früchten, unparteiisch ohne Heuchelei.“ Das Volk Palästinas war zu jener Zeit in Juden und Samariter zerrissen. Heißer und kalter Krieg wechselte zwischen ihnen ab. Hyrkan, ein jüdischer Hohepriester und König, besiegte die Samariter und zerstörte ihren Tempel, mußte dann aber Samaria wieder räumen. Die gewaltsame kriegerische Einigung Palästinas schlug fehl. Aber der Haß blieb. Immer wieder kam es zu blutigen Zwischenfällen. Wer die Grenze überschritt, mußte damit rechnen, daß ihm Unterkunft und sogar ein Trunk Wasser verweigert wurde, und daß er im eigenen Volksteil als ein „Verräter“ oder „Abtrünniger“ gegenüber Gott und Volk verschrien wurde (Luc. 9, 51ff; Joh. 4,6ff; 8,48). Jesu Angehörige waren echte fromme Juden, hielten sich als solche wie andere von den „unreinen“ Samaritern fern und sahen in ihnen Ungläubige und Feinde. Jesu Bruder Jakobus nahm es mit seinem überlieferten Judentum besonders ernst und wurde deshalb „der Gerechte“

genannt. Als Jesu Jünger einmal in einem samaritanischen Städtchen die Aufnahme verweigert wurde, schalten sie bedenkenlos, man müsse den ganzen Ort - mit Kindern, Greisen, guten wie bösen Einwohnern! - durch „Feuer vom Himmel“ - heute könnte man sagen: durch Bomben - vernichten. Sie beriefen sich dabei auf den Propheten Elias.

Jesus war anders als sein Bruder Jakobus, als seine Jünger und auch anders als Elias. Freilich war auch er überzeugt, daß „das Heil von den Juden komme“ (Joh. 4,22). Judentum und Nichtjudentum waren ihm nicht gleichgültig und auch nicht gleichwertig in bezug auf das Heil. Er war jedoch zu „weise von oben“ für alle Parteilichkeit und Selbstgerechtigkeit einer Religions- oder Volksgruppe. Er forderte Samariter nicht auf zur Teilnahme am jüdischen Kultus (Joh. 4,20ff). Viel wichtiger, unvergleichlich wichtiger war für ihn etwas anderes; die Heilighaltung der Vaterschaft Gottes, die die Menschen zu Brüdern macht. Sie war für ihn das erste, vordringlichste Anliegen seines ständigen Gebetslebens (Luc 11,2). Er vergaß die Heilighaltung dieser Vaterschaft nicht am Kreuz gegenüber seinen Feinden. Sie bestimmte auch sein Verhalten zu den Samaritern. Auch wenn diese Menschen im abgespaltenen Volksteil nicht die rechte Lehre über Religion hatten und sich zu Feindschaft und Fehlern hinreißen ließen, so waren sie doch durch den gemeinsamen Vater seine Brüder. Er sprach zu ihnen von vornherein wie ein Bruder vom gemeinsamen „Vater“ (Joh. 6,21ff). Er erinnerte seine Jünger, die erbst einen ganzen Ort in Samaria ausrotten wollten, strafend daran, daß sie den Vater vergaßen, der wolle, daß man Menschen nicht vernichte, sondern vor Vernichtung bewahre. Jesus verstand auch, in Feinden die Mitgift des Vaters zu wecken. Es gelang ihm, die seinen Jüngern versagte Herberge zu finden (Luc. 9,56). Ihm gab man nach anfänglichem Zögern auch den erbetenen Trunk Wasser. Ja, man lud ihn sogar ein; und dann blieb Jesus tagelang als Gast bei den „Unreinen“, obgleich „Gerechte“ wie sein Bruder Jakobus darin erschreckende Sünde sahen (Joh. 4,9–42). In der kurzen Zeit seines öffentlichen Wirkens versäumte Jesus nicht, zwischen den verfeindeten Teilen seines gespaltenen Volkes Bande der Gemeinschaft zu knüpfen. Er ließ sich durch die Weisheit von oben leiten, die lauter, verständnisbereit, gelinde und unparteiisch ohne Selbstgerechtigkeit ist und so Frieden schafft. Zu dieser unparteiischen Weisheit von oben gehörte für Jesus auch, daß er gelegentlich offen und öffentlich darauf hinwies, es gebe auch unter den Leuten jenseits der politischen und Religionsgrenze barmherzige und dankbare Menschen, neben denen Angehörige und auch Kleriker der eigenen Gruppe schlecht abschnitten (Luc. 10,30ff; 17,17,18). Samariter,



deren Gast er gewesen war, nannten diesen Friedestifter den „Retter der Welt“ (Joh. 4,42). Sie boten später nach seinem Tode verfolgten jüdischen Anhängern Jesu brüderliche Aufnahme (Ap.-G. 8,4 ff; 9,31; 15,3). Auf der anderen Seite der Kluft zwischen Samaritern und Juden lernten Jesu Angehörige, Apostel und viele andere Juden, ihre Angst vor den Samaritern und ihre Engherzigkeit zu überwinden.

Christentum, das von der Art Jesu abweicht, ist entartetes Christentum. Zu oft schon hat entartetes Christentum Unheil gebracht oder verschlimmert. Es braucht Umformung, Sinnesänderung, die im wesentlichen eine Re-Formation, eine Rückformung zur Art Jesu sein muß.

Nun steht das Christentum heute ebenso wie der Westen, der Osten, wie alle Erdteile, Kulturen, Religionen usw. in tiefgehender Wandlung. Es gibt in beiden Deutschländern manche Christen und Gruppen von Christen, deren Blick sich nicht einfach auf die Erhaltung und Wiedererhaltung überlieferter und teilweise überalterter sogenannter „christlicher“ Formen und ähnliche Dinge richtet, sondern für die heute fällige Wandlung und Sinnesänderung offen ist. In der DDR schreibt z.B. Johannes Hamel, daß Gott heute „mit eisernem Besen kehrt, damit sein Haus rein werde“, und so „ein weiteres Blatt seiner Geschichte mit uns aufgeschlagen hat“. Er mahnt: „Die große Entscheidungsfrage heute ist die, ob die Christengemeinde in dieser Flut des Hasses aller gegen alle und der Angst aller vor allen von der Versöhnung lebt und die Versöhnung den armen blinden Menschen spendet. Wie schrecklich, wenn etwa bei uns die Kommunisten auf eine Christenheit stoßen, die insgeheim den anderen die Pest an den Hals wünscht... Das Gebot der Feindesliebe, das Christus verwirklicht hat, dies Gebot ist unsere tägliche Speise, ohne die wir umkommen würden... Es müßten Kommunisten endlich glaubhaft erkennen können, daß sie jedenfalls einen Platz und Raum in unseren Herzen haben zum Guten und nicht zur Rache.“ Ebenso gibt es in der BRD Gruppen von Menschen, denen Christentum und Nichtchristentum keineswegs gleichgültig und auch nicht gleichwertig für das eigene Heil wie für das Heil unsres zerrissenen Volkes und der Welt sind, die vielmehr – wie einst die erwähnten Samariter – Jesus dankbar den „Retter der Welt“ nennen, aber gerade als seine Nachfolger auch Nichtchristen als Brüder behandeln und „Feinden“ gegenüber Vernichtung, Haß, Angst, Selbstgerechtigkeit, Parteilichkeit und Engherzigkeit von sich weisen.

Sich von „religiösen“ Vorurteilen zu befreien, ist nicht gleich

leicht für jedermann. Der jugendliche Paulus war so sehr in seinem Judentum befangen, daß er Anhänger Jesu verfolgte und dabei Schadenfreude empfand, derer er sich nach Jahrzehnten noch schämte. Er wandte sich dann aber sozusagen schlagartig der Art Jesu zu. Er achtete auch weiterhin die jüdische heilige Schrift und Gotteserkenntnis sehr hoch, fand aber erlösendes Heil für sich und die Welt erst in Jesus und wurde nun mit seiner Losung „Hier ist nicht Jude noch Grieche noch Barbar weder Herr noch Sklave!“ einer der bahnbrechenden großen Friedensarbeiter und Versöhner. Sein Mitarbeiter Markus trennte sich von ihm, weil er nicht so unbefangen wie Paulus mit Heiden zusammen essen und umgehen konnte. Petrus schwankte lange hin und her und zog sich dadurch zeitweilig harte Vorwürfe von Paulus zu. Jakobus der Gerechte aber blieb auch als Christ in bezug auf Speiseregeln usw. ein echter Jude. Alle aber änderten ihren Sinn und ihr Wesen unter Jesu Einfluß so, daß sie ihr Vaterland nicht zum Schlachtfeld, sondern zur Brücke zu machen bestrebt waren und die Menschen im anderen Landesteil nicht als Feinde Gottes und der Juden, sondern als Brüder betrachteten. Jakobus der Gerechte ließ sich dazu bewegen, das erste christliche Konzil in Antiochia im fernen Heidenland zu besuchen und dort die Bruderschaft zwischen Christen jüdischer, samaritanischer und heidnischer Herkunft, wenn auch mit einigen Vorbehalten in bezug auf Speiseregeln usw., zu bestätigen und zu festigen.

Mögen auch die Konzile von heute die jetzt nötige Wandlung, die Sinnesänderung, die Re-Formation zur Art Jesu in der Christenheit fördern! Für solchen Dienst schuldet die Welt und schulden auch die beiden Deutschländer von heute besonderen Dank.

---

Sonderdruck aus der Halbmonatsschrift »Stimme der Gemeinde«,  
Heft 21/1961.

- Die Zeitschrift wird u.a. herausgegeben von  
D. Martin Niemöller, Prof. Heinrich Vogel,  
Prof. Karl Steck, Prof. Ernst Wolf und von  
Herbert Mochalski als verantwortlicher Redakteur.
- Sie erscheint zum 1. und 15. eines jeden Monats,
- Bezugspreis monatl. (2 Hefte) 1,60 DM + Porto,  
Bestellungen an STIMME' Verlag, Frankfurt a.M., Finkenhofstr.4

## Vom Freundschaftsheim (200) Bückeberg, Postfach

Postscheckkonto Hannover 151510, sind zu. beziehen:

### **Unsere Aufgabe in friedloser Welt. 10 Jahre Freundschaftsheim.**

72 Seiten, broschiert 2,50 DM.

Diese bebilderte Festschrift enthält neben der Geschichte des Freundschaftsheims von 1948 1958 u. a. Aufsätze über „Die Verantwortung des Lehrers für die Erziehung zu Freiheit und Frieden“ (Cressel). „Das Grundrecht der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen“ (Siegmund-Schultze) und „Atomwaffen und Evangelische Kirche“ (Schröter).

**Jesus im politischen Zeitgeschehen.** Von Wilhelm Mensching. Selbstverlag, (110 Seiten, broschiert 3,- DM, Halbleinen 4,50 DM). Jesu Leben verlief größtenteils unter schlechten Regierungen. Er erlebte drei blutige Aufstände seines ausgebeuteten und unterdrückten Volkes. Wie stellte er sich zu den Regierungen und zu den Aufrührern, wie zu „Erbfeinden“ und „Heiden“? Kümmerte er sich nicht um die politischen Fragen seiner Zeit?

**Jesus und die Politik.** Von Wilhelm Mensching. 11 Seiten, 50 Pfg. Welche Anliegen Jesus am stärksten bewegten, zeigt sein Gebet, das Vaterunser. Von diesem Gebet und dem Handeln Jesu aus wird die Frage erörtert, wie Jesus sich zur Politik stellte. Damit ergibt sich die weitere Frage „Lassen Jesu Grundsätze sich in der Politik anwenden?“.

**Obrigkeit von Gott?** Von Wilhelm Mensching. 19 Seiten, broschiert 60 Pfg, zwei und mehr Exemplare je 50 Pfg. Paulus schrieb nicht „Jede Obrigkeit ist von Gott“, sondern „Jede Obrigkeit ist unter Gott“. Er hatte schwerste Verfolgungen erlitten. Dann fand er Schutz und Förderung seiner Botschaft durch, die Regierung Seneca. Im Gegensatz zu früheren Obrigkeiten waren Senecas Bruder, Gallio und die Asiarachen „von Gott gegebene Obrigkeiten, die dem Bösen wehrten und das Gute förderten“.

**Was bedeutet uns Paulus?** Von Wilhelm Mensching.

Leonhard Friedrich Verlag, Bad Pyrmont. 32 Seiten, broschiert 1,- DM.

Die Schrift stellt die politische und geistige Umwelt dar, in der das Leben von Paulus sich abspielte, bevor und nachdem er ein Nachfolger Jesu wurde.

### **Vom Gewissen, seinem Wesen und seinem Wirken heute.**

Von Wilhelm Mensching.

20 Seiten, 60 Pfg, zwei oder mehr Exemplare je 50 Pfg.

Die Schrift enthält die Abschnitte: „Die Freiheit des Gewissens ist unverletzlich“, „Was ist das Gewissen?“, „Warum urteilt das Gewissen verschieden!“, „Wozu haben wir das Gewissen!“, „Wie wirkt das Gewissen im Geschichtsverlauf!“, „Was braucht das Gewissen heute!“, „Wohin weist uns das Gewissen!“.

### **Gandhis Freiwillige. Erfahrungen in Indien.**

Von Wilhelm Mensching.

12 Seiten, broschiert 50 Pfg.

Indien erhob sich nach dem ersten Weltkriege unter Anlehnung an die Sowjets gegen die wortbrüchige britische Kolonialherrschaft, Gandhi lenkte diesen Aufstand in andere Bahnen. Er erkannte, daß er dazu eine Kerntruppe von „Friedensfreiwilligen“ brauchte. Wie er sie ausbildete und einsetzte, erzählt hier ein Augenzeugenbericht.

00000

## Niedersachsen

# Friedensschule auf dem Weinberg



© DIE ZEIT, 31.10.1958 Nr. 44

v. 2., Bückeburg

Vor zehn Jahren noch war der Weinberg \* bei Bückeburg ein öder Hügelrücken. Heute stehen dort, auf dem früheren Truppenübungsplatz, drei solide Steinhäuser. Sie beherbergen die wohl einzige Friedensakademie in Deutschland: *das Freundschaftsheim Bückeburg*.

In zwei Nissenhütten begann vor über einem Jahrzehnt der *Verein Freundschaftsheim* seine Arbeit auf dem öden Weinberg. Die schweren Erdbewegungen, die Umwandlung des Ödlandes in Äcker, Wiesen und Gärten, die Anlage einer 350 Meter langen Kanalisation, die Ausschachtungsarbeiten für die drei Häuser, selbst der Bau dieser Häuser — dies alles wurde in neunjähriger Arbeit von 850 Freiwilligen aus 30 Ländern geleistet.

Daß es sich lohne, Opfer für den Frieden zu bringen, dies war schon lange die Einstellung der Pfarrgemeinde von *Petzen*. Das Flüchtlingselend in ihrer Mitte und die vorbildliche Haltung eines jungen amerikanischen Ingenieurs, *George . Hogle*, der mit dem *Quäkerhilfsdienst* aus den Vereinigten Staaten gekommen war, bestärkten sie darin. Es bestärkte sie auch der französische Pfarrer *Andre Trocme*, dessen Gemeinde im südfranzösischen *Le Chambon sttr Lignon* lange Jahre hindurch vielen Flüchtlingen aus den Staaten der Diktatur eine Zuflucht geboten hatte. Während der deutschen Besatzungszeit rettete Trocme 300 verfolgten Juden das Leben und beschützte dann 1945 die deutsche SS vor der Rache des *Maquis*. Trocme sagte 1946 zum Petzener Gemeindepfarrer *Wilhelm Mensching*: „*Ihr müßt auch in Deutschland einen Mittelpunkt für Versöhnung und Friedensarbeit schaffen. Und das sollte hier geschehen ..*“

Pastor Mensching, der vor dem ersten Weltkrieg als Missionar in Deutsch-Ostafrika gewirkt hatte und in Indien ein Bewunderer Gandhis geworden war, zögerte zunächst. Woher sollte das Geld für ein solches Vorhaben kommen? Doch die Spenden, die aus seiner Gemeinde „für die Friedensarbeit“ einliefen, stimmten ihn um. Später erhielt er dann größere Beiträge von den Freundschaftskomitees in den Vereinigten Staaten, in Kanada und England. Sie sicherten den Bau der drei Freundschaftshäuser und auch die Anstellung ausländischer Gastlehrer.

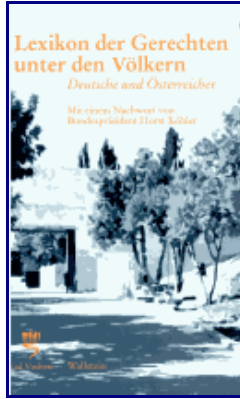
Jedes Jahr stellt Pastor Mensching, der nun 70jährige Leiter des Freundschaftsheims, einen Plan für die Lehrgänge und die Tagungen auf, an denen Studenten aus allen Erdteilen teilnehmen. Manche der Konferenzen dauern sechs Tage, andere sechs Wochen.

Auch Bundeswehrsoldaten sitzen oft unter den Zuhörern...

00000

Zu Wilhem Mensching siehe:

Detailliertere Informationen  
Lexikon der Gerechten unter den Völkern: Deutsche und Österreicher  
Von Israel Gutman, Daniel Fraenkel, Sara Bender, Jacob Borut  
Veröffentlicht von Wallstein Verlag, 2005  
ISBN 3892449007, 9783892449003  
372 Seiten



<http://books.google.de/books?id=UQK4-L64zfgC>

00000

Verlag Traugott Bautz  
Biographisch-Bibliographisches  
KIRCHENLEXIKON

[www.bautz.de/bbkl](http://www.bautz.de/bbkl)

<http://www.bautz.de/bbkl/m/mensching.shtml>

00000